

ANDREBUCHVERLAG

Bei dieser Ausgabe handelt es sich um eine Neubearbeitung der im NOVUM-Verlag erschienenen Romanerzählung *Die Gespenstereiche* von Gertrud Erbler

Gertrud Erbler

Die Nebelgeige

In Anlehnung an die Print-Ausgabe des Dudens von 2004 für D / A / CH und unter Berücksichtigung bestimmter Wiener Ausdrucksweisen der Autorin.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Auflage 2025
© AndreBuchVerlag
Printed in Poland
Alle Rechte vorbehalten
FSK 10
Einbandmotiv: Gerd Altmann (*geralt/pixabay*)
Scherenschnitt-Bilder: Gertrud Erbler
Lektorat: Barbara Scheck
Druck und Bindung: Bookpress Olsztyn
ISBN 978-3-949143-43-4
www.andrebuchverlag.de

ANDREBUCHVERLAG

„Zsuzsa, Zsuzsa, wo steckst du denn?“, rief der Vater mit seiner wohlklingenden Bassstimme, aber man konnte am Ton hören, dass er etwas verärgert klang. Zsuzsas Vater suchte seine Tochter. Er stand vor der Hintertür des kleinen Hauses, das Zsuzsa mit dem Vater und der Großmutter bewohnte, und wartete auf eine Antwort. Es rührte sich nichts.

„Zsuzsa, mach mich nicht böse! Ich weiß, wo du bist, also warte nicht, bis ich dich holen komme“, rief er noch einmal. Sein Blick war auf eine dicke Eiche gerichtet, die gleich außerhalb des Gartenzaunes stand.

Es war ein uralter Baum, von dem niemand wusste, wie lange er schon da wuchs, und er sah auch ganz seltsam aus. Die Hälfte des dicken Stammes, den zehn Männer gerade umfassen konnten, war hohl, und auf dieser Seite, wo er hohl war, da streckte er leere Äste gegen den Himmel. Man konnte meinen, er flehe um Hilfe. Die andere Hälfte, die voll und gesund war, trug ein dichtes Blätterdach und hatte im Herbst so viele Eicheln, dass die Eichhörnchen beim Anlegen ihres Wintervorrates nie in Verlegenheit kamen.

Dort, wo sich der hohle und der volle Stamm trennten, war eine richtige Plattform, auf der bequem mehrere Kinder hätten sitzen können, wenn – ja, wenn da nicht diese Geschichten wären, dass es um den Baum nicht mit rechten Dingen zugeht. Angeblich kamen aus dem Baum irgendwelche Gespenster, und man erzählte sich sogar von Leuten, die in dem Baum verschwunden waren. Aber niemand wusste Genaueres.

Zsuzsa jedenfalls hatte noch nie etwas Ungewöhnliches an oder in dem Baum bemerkt. Die Plattform war ihr Lieblingsplatz geworden, ein Ort, an den sie sich zurückzog, wenn sie nicht gestört werden wollte. Hier suchte sie niemand, weil sich niemand in die Nähe des Gespensterbaumes, wie die Eiche genannt wurde, getraute. Außer natürlich Zsuzsas Vater. Er glaubte ebenso wenig wie seine Tochter an all die Märchen, die man sich über den Baum erzählte.

Zsuzsas Großmutter war da schon ein wenig ängstlicher. Sie glaubte zwar den unheimlichen Erzählungen nicht, aber sie fürchtete, dass Zsuzsa sich beim Klettern verletzen oder gar einmal vom Baum fallen könnte. Aber immer, wenn sie darüber mit ihrem Sohn reden wollte, lachte der nur und sagte: „Zsuzsa ist doch beim Klettern viel geschickter als alle anderen Kinder hier im Dorf, warum sollte gerade sie vom Baum fallen. Lass ihr doch diesen kleinen Rückzugsort, wahrscheinlich braucht sie ihn.“

Wenn Zsuzsa in der bequemen Astgabelung saß, fühlte sie sich wie ein Teil des Baumes. Sie lauschte den verschiedenen Vogelstimmen, dem Summen der Bienen, dem Klopfen des Spechtes, dem Rascheln der Blätter und dem Säuseln des Windes, der auch oft das Rauschen des nahen Bächleins in die Baumkrone hinauftrug. Sie beobachtete die Eichhörnchen, die wendig auf den Ästen herumturtelten, freute sich an den Rehen, die oft und gerne unter der Eiche ästeten, sie bewunderte die Schmetterlinge, die an ihr vorbeizogen; manchmal legte sie sich auf den Rücken, drehte sich so, dass sie durch die dünnen Äste der anderen Seite des Baumes den Himmel sehen konnte: das Fangspiel und die Verwandlung der Wolken. Manchmal lief sie sogar in der Nacht zu ihrer Eiche, um den Sternen näher zu sein. Oft schon hatte sie Sternschnuppen gesehen und sich dabei etwas gewünscht. Es war immer derselbe Wunsch, aber er war bisher noch nicht in Erfüllung gegangen, deshalb durfte sie auch nicht darüber reden. Wieder rief der Vater: „Zsuzsa, willst du wirklich, dass ich dich holen muss?“

Zsuzsa schob das Blätterdach, das sie versteckte, ein wenig auseinander und ihr schwarzer Lockenkopf tauchte zwischen den Eichenblättern auf. Ihre großen, blaugrünen Augen spähten forschend in Richtung ihres Vaters.

„Bist du allein, Apu?“, fragte sie zaghaft. Zsuzsa sagte nämlich zu ihrem Vater immer Apu, weil die Kinder in der Heimat ihres Vaters ihre Väter auch liebevoll so nannten und Zsuzsa ihren Vater sehr liebte.

„Erwartest du jemanden?“, war die Gegenfrage.

„Na ja, ich weiß nicht. Ich hatte heute wieder Ärger in der Schule“, gab Zsuzsa ein wenig kleinlaut zu.

„Und deshalb ist wieder einmal deine Lehrerin aufgetaucht. Du hast schon wieder mit Manuel gerauft und ihm ein blaues Auge verpasst. Wie oft habe ich dir schon gesagt, du sollst den Sohn des Bürgermeisters in Ruhe lassen? Wir sind schon genügend Schikanen ausgesetzt ohne deine dauernden Raufereien mit Manuel.“

„Apu, das habe ich aber nicht grundlos getan.“

„Das will ich sehr hoffen. Aber wäre es nicht besser, du würdest dich jetzt bequemen, vom Baum herunterzusteigen und mit mir ins Haus kommen, damit wir die Sache hinter uns bringen?“

„Wenn es sein muss“, seufzte Zsuzsa.

„Es muss sein“, war die Antwort.

„Apu, Manuel hat ...“

„Ich will jetzt nichts hören. Erzähle das drinnen der Frau Lehrerin“, war die etwas barsche Antwort, und das tat Zsuzsa weh.

Sie hatte doch nur dem kleinen Benjamin geholfen, der gegen den großen, starken Manuel keine Chance hat. Sie konnte doch nicht zusehen, wie der um zwei Köpfe größere Manuel sich auf den zarten, zerbrechlichen Benjamin stürzte, so wie auch die anderen es taten, diese Feiglinge. Zsuzsa war so richtig in Wut, als sie das Wohnzimmer betrat, in dem nicht nur die Lehrerin, sondern auch Manuel mit seinen Eltern stand und auf sie wartete.

„Da, sieh dir nur an, was du unserem Manuel verpasst hast, du Teufelsbraten!“, brüllten Herr und Frau Bürgermeister gleichzeitig, sie in Koloratur und er in Bariton. (Koloratursopran und Bariton sind Singstimmen. Koloratursopran ist eine sehr, sehr hohe Frauenstimme mit besonderer Beweglichkeit, und Bariton ist eine Männerstimme genau in der Mitte zwischen Tenor und Bass.) „Sein Augenlicht hätte er verlieren können! Ist dir das eigentlich klar, du Miststück?“

„Na, na, nun übertreiben Sie aber schon ordentlich“, bremste Zsuzsas Vater den Redeschwall der Mutter.

„Ja, ja, typisch, wie immer nimmt er seinen Augapfel in Schutz, statt ihn einmal gründlich übers Knie zu legen“, kam sofort die Antwort. „Alles ein Pack, die gehören nicht in unser Dorf, das habe ich schon immer gesagt“, brüllte der Bürgermeister.

Zsuzsa sah Manuel giftig an. Manuel streckte seine Zunge heraus, Zsuzsa zeigte ihm eine lange Nase, Manuel machte mit geballter Faust einen Schritt auf Zsuzsa zu, aber das Mädchen war schneller. Sie stellte ihm ein Bein und Manuel fiel der Länge nach hin. Er begann zu schreien und zu jammern, als hätte er sich alle Knochen gebrochen.

„Da haben Sie es, Frau Lehrerin“, schrie Manuels Vater. „Der arme Bub hat gar nichts getan und diese Furie geht auf ihn los wegen nichts und wieder nichts.“

Als Manuel von seiner Mutter wieder beruhigt worden war, wandte sich die Lehrerin an ihn.

„So, mein lieber Junge, jetzt erzählst du einmal Zsuzsas Vater, wie das mit deinem Auge passiert ist!“

Verdattert sah Manuel die Lehrerin an.

„Er hat das ohnehin schon hundertmal erzählt“, griff seine Mutter ein. „Dieses Miststück hat ihn in der Pause einfach angegriffen, so wie jetzt, wegen nichts und wieder nichts und ihn ins Gesicht geboxt. Er hat ja gar keine Möglichkeit gehabt, sich zu wehren, wenn er so unvorhergesehen angegriffen wird.“

„Stimmt das Manuel?“, fragte die Lehrerin. Der Junge nickte.

„Nein, das stimmt nicht“, fuhr Zsuzsa dazwischen. „Er hat den kleinen Benjamin verhaut, und da habe ich Benjamin verteidigt.“

„Sei still, dich hat niemand gefragt“, kam es von der Lehrerin und Manuels Eltern.

„Hast du Benjamin geschlagen, Manuel?“, fragte nun die Lehrerin.

„Nein, habe ich nicht.“ Manuel hatte seine Sprache wiedergefunden.

„Doch, hast du!“

„Nein, habe ich nicht, ich bin weder ein Feigling noch ein Rohling, dass ich auf so einen kleinen, armen, dummen Kerl losgehe.“

„Benjamin ist nicht dumm, er ist gescheiter als du!“, schrie Zsuzsa. „Und das verträgst du nicht, deshalb gehst du dauernd auf ihn los!“

Sie war ganz rot im Gesicht vor Zorn über die gemeine Lüge und die Geringschätzung Benjamins.

„Also das ist doch die Höhe“, empörten sich Manuels Eltern. „Du wagst es, den Sohn eines Säufers mit Manuel zu vergleichen? Unerhört.“

„Meine Herrschaften, so kommen wir nicht weiter, wollen Sie nicht doch vielleicht auch meine Tochter anhören? Möglicherweise war die Geschichte ein wenig anders“, griff nun Zsuzsas Vater ein.

„Wollen Sie vielleicht sagen, dass Manuel lügt? Ich warne Sie, Sie Zigeunerprimas, ich warne Sie!“ Drohend hob der Bürgermeister seine Faust.

„Lieber Herr Bürgermeister, um nicht voreingenommen zu erscheinen, müssen wir schon auch Zsuzsa zu der Sache befragen“, unterbrach die Lehrerin und bremste weitere Drohungen des Bürgermeisters.

„Ach ja, natürlich“, stimmte dieser süßsauer dem Vorschlag der Lehrerin zu.

„Nun, was hast du zu sagen, Zsuzsa?“, fragte er dann betont freundlich. Zsuzsa blickte ihn mit ihren ausdrucksvollen Augen traurig an und... schwieg.

„Hast du nichts dazu zu sagen?“, fragte nun auch die Lehrerin.

Zsuzsa schwieg.

Zsuzsas Vater und Großmutter standen hinter ihr, der Vater strich über den schwarzen Lockenkopf, und die Großmutter griff nach Zsuzsas Hand.

„Also, da sehen wir es ja, sie hat nichts zu sagen“, nickten sich Manuels Eltern zu. „Es war so, wie Manuel erzählt hat!“, stellten sie triumphierend fest.

Die Lehrerin machte einen letzten Versuch, Zsuzsa zum Reden zu bringen: „War es so oder nicht, Zsuzsa?“

Zsuzsa schwieg.

„Ja, mein Kind, dann kann ich dir die Strafe nicht ersparen. Du musst eine Woche lang Klassenordnerin sein. Lass dir aber in der Woche nicht noch etwas zu Schulden kommen, sonst muss ich mir eine härtere Strafe für dich ausdenken.“

„Warum hast du dich denn nicht verteidigt, Zsuzsa?“ fragten Apu und Oma, als die unerfreuliche Gesellschaft das Haus verlassen hatte.

„Apu, denkst du denn, die hätten mir geglaubt? Bevor sie mich auch noch Lügnerin nennen, habe ich lieber nichts gesagt. Du weißt doch ebenso gut wie ich, Apu, dass das, worauf wir stolz sind, nämlich Romablut in uns zu haben, die Leute im Dorf verachten. Für sie sind wir keine normalen Menschen. Habe ich nicht recht?“

Apu nickte gedankenvoll, nahm sein Töchterchen in die Arme und drückte es fest an sich.

Zsuzsa lag in ihrem Bett und konnte nicht einschlafen. Die Großmutter hatte ihr eine Geschichte vorgelesen und normalerweise hörte Zsuzsa nie das Ende. Sie merkte auch nie etwas davon, wenn die Großmutter das Licht abdrehte und das Kinderzimmer verließ. Heute aber hatte sie der Geschichte bis zum Ende zugehört und die Oma noch einmal fest gedrückt, bevor diese aus dem Zimmer gegangen war.

„Sage Apu, wenn er nach Hause kommt, soll er noch einmal hereinschauen; wenn ich noch nicht schlafe, dann möchte ich ihn noch einmal fest umarmen“, hatte sie der Großmutter nachgerufen.

Es war schade, dass Apu nur selten abends zu Hause war. Zsuzsa wäre es lieb gewesen, wenn er ihr öfter von seinen Reisen erzählt hätte. Er konnte alles so wunderbar schildern, dass man glaubte, dabei gewesen zu sein. Was sie aber noch mehr liebte als seine Reisebeschreibungen, war, wenn er ihr auf seiner Geige ein Gute-Nacht-Lied spielte. Er konnte der Geige so unheimlich einschmeichelnde Töne entlocken. Und wenn man so viel Fantasie besaß wie Zsuzsa, so konnten die Melodien der Geige noch viel schönere Geschichten erzählen, als man es mit Worten hätte ausdrücken können.

Heute abend sehnte sich Zsuzsa nach Apus Geigenspiel. Dabei wäre sie vielleicht vom Schlaf übermannt worden, aber so – nicht daran zu denken. Die Ungerechtigkeit, mit der sie und Benjamin immer behandelt wurden, konnte sie einfach nicht verwinden. Benjamin musste leiden,

obwohl er überhaupt nichts dafür konnte, dass sein Vater das ganze Geld ins Gasthaus trug; und sie wurde gering geschätzt, weil ihr Vater und ihre Großmutter Roma waren, und das machte sie so traurig und wütend zugleich. Nicht, weil man sie immer verspottete, aber weil es so ungerecht ihrem Vater gegenüber war.

Er war ein wunderbarer Mann, ein toller Apu, ein Geigenspieler, wie man so leicht keinen besseren finden konnte. Er liebte die Großmutter und Zsuzsa, und sie liebten ihn und waren stolz auf ihn. Da Apu erstens sehr friedliebend war und zweitens nicht oft zu Hause, weil er mit seiner Geige die Welt bereiste, konnte man ihn nicht für Zank und Zwietracht im Ort verantwortlich machen. Dafür hielt man sich an ihr, Zsuzsa, schadlos. Stürzte ein Kind und schürfte sich das Knie auf, fiel einer beim Klettern vom Baum, gab es in der Schule eine Rauferei, oder verletzte sich jemand in der Turnstunde, immer war Zsuzsa die Schuldige. Dann hieß es regelmäßig: „Na ja, was will man denn von dem Zigeunerfratzen!“ Man hörte ihr nicht einmal zu, wenn sie sich verteidigen wollte, oder man unterstellte ihr Lügen. Und da ihr ohnehin niemand glaubte, hatte Zsuzsa es aufgegeben, irgendetwas zu sagen.

Sie wurde fertig mit Manuels Sticheleien, aber wenn er auf Benjamin losging, sah Zsuzsa rot. So wie es heute passiert war: Manuel stichelte so lange, bis dem kleinen Benjamin die Tränen in die Augen traten und er auf den um zwei Köpfe größeren, starken Manuel mit geballten Fäusten losging, was der natürlich sofort zum willkommenen Anlass nahm, Benjamin zu verprügeln. Aber er hatte nicht mit Zsuzsa gerechnet. Und so war es zu Manuels blauem Auge gekommen. Und dann wurde der Raufbold zum armen Unschuldslamm.

Zsuzsa stand auf und schob die Vorhänge zurück. Sie lehnte sich aufs Fensterbrett und schaute hinaus in die vollmondhelle Nacht. Auch diese hatte ihre Melodien, doch andere als der Tag – gefühlvoller, sanfter.

Das Zirpen der Grillen mischte sich mit dem Froschkonzert, und ab und zu fiel die Eule mit ihrem Solo ein. Da und dort zwitscherte ein Vogel im Schlaf, und ein leises Rascheln verriet, dass ein nachtaktives Tier auf Nahrungssuche war.

Das alles konnte Apu so wundervoll mit der Geige ausdrücken. Es war wie ein Zauber, wenn er dem Instrument diese Töne entlockte.

Einmal, ja einmal in der Zukunft werde ich auch so spielen können wie Apu, dachte Zsuzsa. Einstweilen klang alles noch sehr jämmerlich gekratzt. Zsuzsa wusste, dass es vieler Übung bedurfte, um an Apu auch nur annähernd heranzukommen. Aber schließlich war sie seine Tochter, und sie würde es lernen, dazu war sie fest entschlossen. Sie übte auch immer fleißig und wurde davon nie müde. Von Mal zu Mal ging es ein klein wenig besser. Manchmal griff sie nur die Saiten ihrer Geige, und Apu ließ den Bogen darüber gleiten und freute sich, wenn Zsuzsa keinen Grifffehler machte.

Zsuzsa stellte sich Apu vor, wie er den Bogen führte und seine Finger über die Saiten tanzten, und sie begann sich im Rhythmus zu wiegen. Sie hörte fast die Geigentöne ... Nein, sie hörte sie nicht fast, sie hörte sie wirklich. War Apu schon zu Hause?

Sie horchte angestrengt, aber die Töne kamen nicht aus dem Hause, auch klangen sie anders, ungewöhnlicher, noch viel lieblicher und leidenschaftlicher, als Apu je gespielt hatte. Wo versteckte sich der rätselhafte Geigenspieler?

Zsuzsa beugte sich zum Fenster hinaus. Obwohl der Vollmond alles erhellte und sie noch weit hinter die Gespenstereiche sehen konnte, war es unmöglich, jemanden zu entdecken, obwohl die Töne von der Eiche zu kommen schienen.

Zsuzsa schlich sich durch das Haus hinunter zur Hintertür hinaus und lief barfuss über das kühle Gras zu ihrem Lieblingsplatz. Je näher sie kam, desto deutlicher vernahm sie die seltsame Melodie. Angekommen bei dem uralten Baum konnte sie niemanden entdecken. Plötzlich war auch die Melodie verstummt.

Vielleicht habe ich den Spieler erschreckt, dachte Zsuzsa und kletterte zur Plattform hoch. Angespannt wartete sie. Aber es kam kein Ton mehr aus dem Baum. *Ich muss geträumt haben,* dachte Zsuzsa. *Wie sollten denn auch aus dem Baum Geigentöne kommen?* Sie schüttelte ihren Kopf, sich über sich selbst wundernd, und wollte gerade die Plattform verlassen, als ein feiner Nebel aus dem hohlen Stamm des Baumes aufzusteigen begann.

Obwohl Zsuzsa nicht furchtsam war, rieselte es ihr doch ein wenig kalt über den Rücken. Sie machte sich so klein sie konnte, schlang die Arme um die Knie, versteckte ihr Gesicht dazwischen, aber so, dass es ihr noch möglich war zu beobachten, was hier passierte.

Immer dichter stieg der Nebel aus dem Gespensterbaum hoch. Er schlang sich durch die dünnen Äste, als wollte er sie streicheln, wand sich an ihnen empor bis zur Baumkrone und stieg gerade so hoch, dass er knapp darüber schwebte.

Zsuzsa musste ihren Kopf heben, um sehen zu können, was weiter geschehen würde.

Über dem Baum hielt der dichte Schleier kurze Zeit ganz still, dann begann er sich zu formen, wie die Wolken, die am Tag über den Himmel ziehen. Es löste sich ein Stück der Nebelschwade, zog sich in die Länge, immer länger, immer länger, teilte sich in einen dicken und einen dünnen Strang und – „Ein Geigenbogen!“, rief Zsuzsa überrascht und erschrak gleichzeitig über ihren lauten Ausruf.

Doch das Nebelschauspiel war noch nicht zu Ende. Der weitaus größere Teil des Nebelschleiers begann sich nun auch zu bewegen. Ein Teil zog sich nach oben, darunter schnürte sich das Nebelgebilde in der Mitte ein wenig ab. Es dauerte nicht lange, und Zsuzsa konnte erkennen, was sich da vor ihren Augen formte.

„Eine Nebelgeige, wie schön!“, rief Zsuzsa in die Nacht hinaus. „Und jetzt muss der Bogen nur noch über die Saiten streichen, dann höre ich vielleicht die wunderbare Melodie wieder“, dachte sie laut.

Als hätte der Bogen darauf gewartet, bewegte er sich auf die Nebelgeige zu und tanzte über die Saiten. Angestrengt lauschte Zsuzsa, aber es war nichts zu hören, nicht ein Ton.

„Spiel doch die Melodie noch einmal, du wunderbare Nebelgeige!“, bettelte Zsuzsa, aber das Instrument gab keinen Laut von sich. Stattdessen zogen sich Geige und Bogen wieder zusammen und die ungewöhnliche Erscheinung wand sich die dünnen Äste entlang zurück in den hohlen Stamm der Eiche. Zsuzsa robbte sich zum Rand und schaute in den Hohlraum, aber es war nichts zu entdecken. Nachdenklich setzte sie sich wieder auf die Plattform unter dem Blätterdach und lehnte sich zurück.

